alsdann zur Lohnarbeiterin herab, und dann ja dann haben die Kindergärten ihre Unentbehrlichkeit bewiesen." Das wagt ein Lehrer im Jahre 1900 zu schreiben, nachdem er zum mindesten aus den Verhandlungen der deutschen Lehrer-Versammlung im Jahre 1898 gelernt haben sollte, wie wirtschaftliches Leben und Kinderarbeit zusammenhängen. Die pädagogischen Gründe, die Beeh gegen den Kindergarten geltend zu machen weiß, stehen auf derselben rückständigen, manchesterlichen „Höhe" wie seine sozialen Gründe.

Der Beeh'schen Schrift ist man aus dem Fröbelschen Lager natürlich die Antwort nicht schuldig geblieben. Henriette Goldschmidt in Leipzig, eine auf dem Gebiet der Kindererziehung, besonders des Kindergartenwesens, seit Jahrzehnten thätige Dame, hat den mit seiner schulmeisterlichen Zunftbeschränktheit so anmaßend auftretenden Gothaer Lehrer nicht übel abgeführt. Es sei nur eine ihrer Thesen, die sich besonders wohlthuend von der [illegible] Unwissenheit des Herrn Beeh abhebt, mitgeteilt: „Der Kindergarten greift ebensowenig in das Recht der Familie ein wie die Schule; er ergänzt für große Schichten der Bevölkerung, deren soziale Lage ihnen nicht gestattet, ihre Pflichten in vollem Umfange [illegible], die elterliche, die mütterliche Erziehung. Der Kindergarten übt einen [illegible] Einfluß nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf deren Eltern aus und bestätigt das Wort Fröbels, der von seiner Lehre sagt, sie sei [illegible] und rückwirkend wirkend."

[illegible] werden die entgleisten Fröbelapostel von heute dem großen Meister so wenig völlig gerecht wie die heutige Volksschule ihrem Pestalozzi. Der große Schweizer Pädagoge ist mehr als der „Vater der Waisen" und der geniale Methodiker, als der er heute allenfalls in der Schule anerkannt wird. Und Fröbel ist mehr als der Begründer der heutigen „Kindergärten". Fröbel halten ihn seine Verehrer [illegible] für mehr. Frau Goldschmidt läßt sogar deutlich durchblicken, daß sie ihn über Pestalozzi stellt. Aber die heutige Organisation der Kindergärten ist dann von ihnen viel zu eng gefaßt, als daß in ihr die volle Bedeutung Fröbels erschöpft werden könnte. Formuliert er doch selbst sein Streben einmal so: „Ich will Menschen erziehen, die mit ihren Füßen in Gottes Erde, in die Natur eingewurzelt stehen, deren Haupt bis in den Himmel ragt und in denselben schauend, [illegible], deren Herz beides, Erde und Himmel, das gestaltenreiche Leben der Natur und die Klarheit und den Frieden eint." Solche Menschen erzieht der heutige Kindergarten nicht. Er kann sie nicht erziehen, weil er die relativ wenigen Kinder, die ihm übergeben werden, nur während 2 bis 3 Jahre, vom 4. bis zum 6. Lebensjahre, in seiner Obhut hat. Es fehlt ferner diesen Kindern jede Vorbereitung auf den Kindergarten und es fehlt später die Ueberleitung vom Kindergarten in die Schule. Der Gegensatz kommt dem sechsjährigen Kinde um so [illegible] zum Bewußtsein, als die frühere, dem Kindesalter angepaßte erzieherische Methode des Kindergartens schroff abgelöst wird durch die schablonenhafte Buchstabenmethode der heutigen Schule.

In den heutigen Kindergärten kann der Segen des Fröbelschen Genius nur in sehr beschränktem Maße zur Geltung kommen. Er wird sich aber voll entfalten können, wenn unsere heutige Jugenderziehung erst eine andere, planmäßigere, vernunftgemäßere, weil in Sozialpädagogik gewandelt ist. Die Erziehung der Zukunft wird nicht plötzlich und unvermittelt beim 6. Lebensjahre einsetzen, sondern sie wird das Kind in ihre Hut nehmen vom frühesten Alter an und den kleinen Ein- bis Dreijährigen bereits ihre erste große Arbeit an sich selbst erleichtern. In diesen erzieherischen Maßnahmen der Gesellschaft in den ersten paar Lebensjahren wird aber die Fröbelsche Kunst eine hervorragende Rolle spielen. Fröbel war der erste, der das kindliche Spiel in methodischer Weise für die Erziehung fruchtbar machte. Er wies darauf hin, daß es keine nutzlose Zeitvergeudung ist, wenn das Kind spielte, sondern daß das Kind „arbeitet", daß es eine Fülle von Wissen, von Begriffen, von Sinnesempfindungen zu sich nimmt, während es anscheinend zwecklos „spielt". Deshalb hat Fröbel zu der Forderung der eigenen Anschauung noch die Forderung des eigenen Thuns hinzugestellt. Es genügt nicht, daß das Kind die Dinge mit eigenen Augen sieht, es muß sie auch betasten, mit ihnen sich beschäftigen, und dadurch ihre Eigenschaften kennen lernen können.

Es ist eine wesentliche Vorarbeit für den „Arbeitsunterricht" der Zukunft, was Fröbel theoretisch begründet und praktisch in mannigfachen Versuchen begonnen hat. Da aber der Arbeitsunterricht für die soziale Erziehung der sozialistischen Zukunft das Rückgrat bilden wird, so haben die Manner und Beeh immerhin nicht ganz unrecht gehabt, wenn sie in den Fröbelschen Bestrebungen etwas Sozialistisches witterten. Freilich gereicht das Fröbel wie dem Sozialismus gleichermaßen nur zur Ehre.

H. Sch.

Politische Uebersicht.

Ein Unterschied.

Den Scharfmachern ist wieder einmal ein Anlaß zu lebhafter Beschwerde geliefert worden. Die Regierung Württembergs und, was noch schlimmer ist, die des Reichs, haben Beamte als Zuhörer zum Gewerkschaftskongreß gesandt. Regierungsbeamte nicht als polizeiliche Aufpasser, sondern als lernbegierige Zuhörer auf einem Arbeiterkongreß, das ist allerdings in Deutschland etwas Unerhörtes. Noch vor einigen Jahren hat Graf Posadowsky im Reichstage erklärt, er könne seine Beamten nicht in Säle schicken, die womöglich mit roten Fahnen und den Büsten von Umstürzlern dekoriert seien. Diesen gewichtigen Grund hat der Staatssekretär jetzt anscheinend selbst als einen lächerlichen Vorwand erkannt. Jedenfalls hat er, wenigstens zu gewissen Verhandlungsgegenständen, seinen Vertreter delegiert. Die Scharfmacherpresse [illegible] mit gerungenen Händen den Untergang des Staates unmittelbar nahen, da sie die Berufsvereinigungen der Arbeiter auf demselben Fuße behandelt sieht, wie die der Unternehmer. Sie mag sich beruhigen. Mit dem „auf gleichem Fuß" hat es noch gute Wege. Abgesehen davon, daß wegen dieser Vertretung von Regierungen auf dem Kongreß die Behandlung der Arbeiterorganisationen durch Polizei und Gerichte noch nicht um eines Haares Breite sich ändern wird — eine kleine, an sich belanglose Aeußerlichkeit schon zeigt, daß von einer Gleichstellung der Arbeiterorganisationen mit den Unternehmer-Vereinigungen vor den Augen der Herrschenden noch lange keine Rede ist. Am Mittwoch, da die Herren Beamten auf dem Kongreß erschienen, hat sie der Vorsitzende Bömelburg bekanntlich im Namen der Versammelten begrüßt. Und die Beamten erhoben sich, verbeugten sich und — schwiegen. Auf Unternehmerkongressen pflegen sie die Begrüßungen mit längeren oder kürzeren Ansprachen zu erwidern und in wohlgesetzten Worten zu versichern, daß die Regierung die Arbeit des Kongresses und der Organisation mit wohlwollenden Augen betrachte und alles, was in ihren Kräften stehe, zu ihrer Förderung thun werde.

In Stuttgart haben die Herren geschwiegen und dieses Schweigen ist sehr beredt. Aber es war angebracht, denn was hätten die Arbeiter, die sich noch alle lebhaft des Kampfes um die Zuchthausvorlage erinnern und erst in den letzten Tagen wieder sehen mußten, wie ihr Geist in der deutschen Rechtspflege noch immer lebendig ist, was hätten die Arbeiter denken sollen, wenn ihnen die Herren Regierungsvertreter in der üblichen Formel das Wohlwollen der Regierung versichert hätten!

Kaiserreden

sind dieser Tage so viele gehalten worden, daß es dem Telegraphen offenbar zu schwer wurde, sie sogleich zu melden. Die Donnerstag zu Aachen gehaltene Rede ist erst jetzt im Wortlaut mitgeteilt worden. Der Kaiser gedachte Aachens, wo der große Karl seinen Stuhl aufgerichtet, als der Wiege des deutschen Kaisertums. Aber die Aufgabe, das Amt des römischen Kaisers mit der Würde und Bürde eines germanischen Königs zu verbinden, sei für die Nachfolger Karls zu schwer gewesen.

„Sie zogen gen Süden, um das Weltimperium aufrecht zu erhalten, und vergaßen Germaniens darob. So mußte allmählich unser deutsches Land und Volk verkommen. Gleichwie bei der Aloe, wenn sie ihre Blüten treibt, die ganze Kraft der Pflanze sich zu dieser einen Aufgabe aufrafft und hoch emporstrebende Blüte auf Blüte entwickelt und das Auge des staunenden Beschauers fesselt, verwelken nun die Pflanze selber zusammenbricht und ihre Wurzel verdorrt: so erging es auch dem römischen Kaisertum deutscher Nation."

Der Kaiser schilderte dann die Entstehung des neuen Kaisertums. Den Kaiser habe das Volk sich selbst geholt: mit dem Schwert in der Faust auf dem Schlachtfeld ist die Krone erworben und das Reichsbanner flattert wieder hoch in den Lüften.

„Die Aufgaben des neuen Kaisertums sind andere, nach außen beschränkt auf die Grenzen unseres Landes, um uns von neuem innerlich stählend auf die Aufgaben vorzubereiten, die unserem Volke jetzt werden, und die im Mittelalter nicht erfüllt werden konnten. Und so sehen wir denn, daß das Reich, obwohl noch jung, sich in sich selbst von Jahr zu Jahr kräftigt, während das Vertrauen zu ihm von allen Seiten immer stärker sich bewegt. Das mächtige deutsche Heer aber gewahrt Rückhalt dem Frieden Europas. Dem Charakter der Germanen entsprechend, beschränken wir uns nach Außen, um nach Innen unbeschränkt zu sein. Weithin liegt unsere Sprache ihre Kreise auch über die Meere; weithin geht der Flug unserer Wissenschaft und Forschung; kein Werk auf dem Gebiete neuerer Forschung, welches nicht in unserer Sprache abgefaßt würde, und kein Gedanke entspringt der Wissenschaft, der nicht von uns zuerst verwertet würde, um nachher von anderen Nationen angenommen zu werden. Und dies ist das Weltimperium, welches der germanische Geist anstrebt.

Wollen wir nun nach jeder Richtung unseren großen Aufgaben gerecht werden, dann dürfen wir nicht vergessen, daß der Eckpfeiler, auf dem dieses Reich erstanden ist, wurzelt in der Einfachheit, Gottesfurcht und den hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren. Wie hat die prüfende Hand unseres Gottes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf unserem Lande gelegen, und mächtig hat der Arm der Vorsehung das Eisen geschmiedet und geschweißt im Ofen des Elendes, bis die Waffe fertig wurde. So erwarte ich denn von Ihnen allen, daß Sie mir helfen werden, ob Geistliche oder Laien, die Religion im Volke aufrecht zu erhalten. Zusammen müssen wir arbeiten, um dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Das geht aber nur, wenn man ihm die Religion erhält, und das gilt in gleicher Weise für beide Konfessionen. Um so größer ist heute meine Freude, den Herren der Kirche, die hier vertreten sind, eine Nachricht zu bringen, die ihnen mitteilen zu können ich stolz bin. Hier steht der General von Loë, ein treuer Diener seiner Könige. Er ward von mir gesandt nach Rom zum Jubiläum des heiligen Vaters, und als er ihm meine Glückwünsche und meine Jubelgabe überbrachte und ihm in längerem Gespräch Aufschluß gab, wie es aussieht in unseren deutschen Landen, da hat der heilige Vater ihm geantwortet, er freue sich, ihm sagen zu können, daß er stets hoch gedacht habe von der Frömmigkeit der Deutschen, zumal des deutschen Heeres. Er könne ihm aber noch mehr sagen, und das solle er seinem Kaiser vermelden: Das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrsche, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne, das sei das Deutsche Reich, und das danke er dem deutschen Kaiser.

Dies, meine Herren, berechtigt mich zu dem Ausspruch, daß unsere beiden Konfessionen neben einander das eine große Ziel im Auge behalten müssen, die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Ob wir moderne Menschen sind, ob wir auf diesem oder jenem Gebiet wirken, das ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, der ist verloren. So will auch ich, da an diesem Tage und an diesem Orte es sich geziemt, nicht nur zu reden, sondern auch zu geloben, mein Gelöbnis hiermit aussprechen, daß ich das ganze Reich, das ganze Volk, mein Heer, symbolisch durch diesen Kommandostab vertreten, ans selbst und mein Haus unter das Kreuz stelle und unter den Schutz dessen, von dem der große Apostel Petrus gesagt hat: Es ist in keinem anderen Heil, es ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben worden, darin sie sollen selig werden, und der von sich selbst gesagt hat: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht."

Diese Rede klingt beinah wie eine Absage an die „uferlose Weltpolitik". Jedenfalls atmet sie einen ganz anderen Geist als jene, in der es hieß, daß nirgends mehr in der Welt eine Entscheidung fallen dürfe, ohne daß der deutsche Kaiser mitspreche, und andere, worin von eisernen Ketten um den Erdball und vom Einschlagen von Nägeln in fernen Weltteilen gefaselt wurde. Ein „Weltimperium", wie es der Kaiser hier zeichnet, fordert den Widerspruch nicht heraus, den seine früheren weltpolitischen Reden erregt haben.

Lediglich der allzu hohen Einschätzung, der Ueberschätzung der deutschen Wissenschaft kann man nicht beistimmen. So ist es denn doch nicht, daß alle anderen Völker bauen auf dem Grunde, den deutsche Wissenschaft legt.

Daß diese Rede für die Gestaltung unserer äußeren Politik größere Bedeutung gewinnen werde, ist übrigens noch sehr zweifelhaft. Sie ist das Ergebnis von Gedankengängen, die das Aachener Milieu hervorrufen mußte. Die Vertiefung in Aachens Geschichte mußte das Auge auf die Gefahren der Weltpolitik lenken. Aber der Kaiser ist nicht immer in Aachen und in Krefeld ist denn auch schon ein Flottenrede gefolgt.

Der zweite Teil der Rede ist dagegen für die innere Politik von großer Wichtigkeit. Er führt das Thema weit aus, das Wilhelm I. in dem Ausspruch angeschlagen hat: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben." Wie diese Religion verstanden wird, das zeigt das Zitat aus dem Ausspruch des Papstes. Die Religion ist das Mittel, Zucht, Ordnung, Disziplin und Respekt vor der Obrigkeit zu festigen.

Der Schluß der Rede erinnert lebhaft an den Schluß der Rede, die Wilhelms II. Großonkel, Friedrich Wilhelm IV., seiner berühmten Rede gab, die er wenige Jahre vor dem Ausbruch der Märzrevolution bei der Eröffnung des vereinigten Landtags hielt. Er schloß damals mit dem biblischen Gelübde: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!"

Die beiden Reden, die der Kaiser dann am Freitag zu Mörs und Krefeld gehalten hat (in Mörs hat er ein Denkmal seines Ahns Friedrichs I., in Krefeld ein Museum besichtigt), sind weniger bemerkenswert als die Aachener Rede. Zu Mörs redete er die Einwohner der Grafschaft Mörs als Grafschafter an und sprach von der Kaiserkrone, deren Wurzeln im märkischen Sande ruhen. In Krefeld pries er die Flotte, die den Handel schütze.

Deutsches Reich.

Berlin, 21. Juni. Die Zolltarifkommission beriet Freitag über die Kammgarn betreffenden Positionen, zu denen umfangreiche Abänderungsanträge vorlagen. In der Debatte traten die scharfen Gegensätze zwischen den verschiedenen Interessentengruppen der Textilindustrie zwischen den Spinnern und Webern zum Ausdruck; auch seitens der Regierungsvertreter wurden untereinander abweichende Auffassungen vertreten. Die Vorlage erlitt verschiedene Abänderungen, die Spinner drangen mit ihren hochschutzzöllnerischen Anträgen nicht durch.

— Der Prozeß Jacobi-Bernhard wurde gestern in Berlin von neuem verhandelt. Redakteur Bernhard hatte dem Stadtverordneten Jacobi unlautere Handlungen vorgeworfen. In der Verhandlung mußte Bernhard einen Teil der Beschuldigungen zurücknehmen, da er offenbar von seinen Gewährsmännern getäuscht worden war. Sonnabend geht der Prozeß weiter.

Eine Politik im Walzertakt — so schreibt die Köln. Volks-Zeitung in einer Kritik der Regierung des Grafen Bülow — „eine auf das Dekorative berechnete, die Massen des Volkes durch ein flottes Tschimderabum, durch Pauken und Trompeten anregende Karusselpolitik paßt mehr für Franzosen als für die nüchternen Deutschen." Graf Bülow irre, wenn er meine, „daß das Volk über dem äußeren Glanz des Deutschen Reichs die Mängel der Regierungsmethode übersehe."

Ein ausdauernder Beter. In Aachen hat am Donnerstag der Stiftsherr Prälat Dr. Bellesheim den Kaiser im Namen des Stiftskapitels in einer längeren, an salbungsvollen Phrasen reichen Rede begrüßt. Die schönste Stelle ist die folgende:

„Für Kaiser und Reich beten wir hier Tag für Tag im Kreislauf des Jahres. Diese Gebete werden begonnen, wenn das Morgenrot dem Schoße der Frühe entsteigt, sie setzen sich fort, wenn die Sonne ihre Höhe erreicht, und, Majestät, sie ersterben erst dann auf unseren Lippen, wenn die Schatten des Abends emporsdämmern."

Das ist 'ne Leistung, bei der ein gewöhnlicher Mensch stumpfsinnig werden würde, wenn er nicht vorher an Nahrungsmangel zu Grunde gegangen ist. Nun weiß man aber doch, daß die Erzählung von der Kasteiung der Geistlichkeit kein Märchen ist. Tag für Tag ununterbrochen Beten und Fasten, dabei muß ja der Stärkste schmal und mager werden!

e. **Der Kampf um die zwei bayrischen Reichstags-Mandate**, die durch Tod erledigt sind (Bayreuth und Forchheim-Kulmbach) wird diesmal sehr heftig werden, besonders in Bayreuth.

Plan anzunehmen und für den Neubau des Havenowschen Hauses das Nachbargrundstück der Frau Petersen mit heranzuziehen. Er sollte jedenfalls erfahren, daß er großartig bauen wollte.

Als er zu Leontine kam, gestattete sie ihm schon, ihr einen Kuß auf die Stirn zu geben. Es fehlte wenig, und er hätte sie geduzt. So sicher fühlte er sich schon als ihr Schwiegervater.

„Ich bin beinahe besser daran als mein Sohn," sagte er derb. „Er wird nicht Ihr erster Mann werden, ich aber bin Ihr erster Schwiegervater."

Leontine lächelte kalt, aber sie mahnte zur Vorsicht. Sie bemühte sich, mit dem Alten über den Heiratsplan wie über ein [illegible] Geschäft zu sprechen. Der Vater sollte nicht ahnen, wie leidenschaftlich sie seinen Sohn liebte. Das wäre gefährlich gewesen. Sie war jetzt eine reiche, schöne Frau, und Reichtum verpflichtet — auch zur Klugheit.

So berichtete sie ruhig, daß Richard ihr fast täglich näher trete, daß sie mit herzlicher Freude zu schicklicher Zeit eine Verbindung mit ihm eingehen werde, daß er aber bis heute sich noch nicht erklärt habe. Und nicht ohne Heftigkeit fügte sie hinzu, sie fürchte immer noch fremde Einflüsse. Dieser Doktor Bode sei ihr unheimlich.

Sie nannte Bode aufs Geratewohl. Heimlich dachte sie an Johanna, doch sie sprach ihren Namen nicht aus, um dem Vater Richards nicht durch das Bekenntnis ihrer Eifersucht zu viel zu verraten.

Mettmann beruhigte sie. Doktor Bode, der neunmal kluge Narr, habe noch lange in den Mauern von Plötzensee zu sitzen, und bis dahin sei alles sicherlich geordnet. Binnen kurzem werde Richard mit der furchtbar anstrengenden Arbeit für die vielen Instrumente oder wie die Geschichte heiße, fertig sein, und in seiner Freude werde er den Mut finden, sich zu erklären.

„Liebe Frau," rief er aufspringend und ging mit schweren Schritten zwischen den zarten Luxusstühlen hin und her, „Richard hat erst eine Geliebte gehabt und Sie schon zwei Männer. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn — Sie ihn nicht glücklich machen sollten."

Mettmann hatte einen anderen Schluß auf der Zunge gehabt, aber Leontine hatte ihn mit so ruhigem Zorn angesehen, daß er sich rasch verbesserte. Und er beeilte sich, zu einem anderen Gegenstand überzugehen, zu seiner Lieblingslaune, um derentwillen er eigentlich gekommen sei.

Die Verbindung mußte auch durch eine äußerliche Vereinigung der beiden Nachbarhäuser verewigt werden. Er hatte schon mit dem Baumeister gesprochen. Ganz Berlin sollte davon reden. Für die Fassade mußte in allen Blättern ein Preisausschreiben angezeigt werden. Dafür werde das fertige Haus überall beschrieben und abgezeichnet werden.

„Der Baumeister hat alle meine Vorschläge gut gefunden. Natürlich! Ich zahle ihn ja. Das zweite und das dritte Stockwert hochherrschaftlich. Tolle Mietpreise! Nur für Generale! Und wenn man die Wohnungen zwei Jahre lang umsonst inserieren müßte. Aber Parterre und erster Stock muß fürstlich werden. Klassisch, wissen Sie, so wie in Paris. Lauter echter bunter Marmor, und unten über dem Doppelportal zwei riesige Posaunenengel, mit den Füßen bis in den Tiergarten hinein und mit großen Trompeten wie am Schloß. Blasen sollen die Posaunenengel, bis sie platzen, nein, bis die Berliner platzen vor Neid und Aerger. Und hinter den Posaunenengeln, da wohnte er. Und dort will ich eine große Platte von rosenrotem Marmor. Der Baumeister sagt, es giebt keinen, aber wir zahlen ihn und wir finden ihn. Und auf dem rosa Marmor in blauen Buchstaben das Monogramm L. und R., Leontine und Richard."

Mettmann hatte sich in die Hitze geredet. O, er hatte auch Phantasie und Kunstsinn so gut wie seine Redakteure.

Leontine lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Das Monogramm, himmelblau auf rosa, schmeichelte ihrer Vorstellung. Plötzlich schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte hart: „Richard und ich sind noch kein Brautpaar."

„Die Verlobungsanzeige wird das schönste Inserat meines Lebens sein," erwiderte Mettmann mit dem kläglichen Versuch einer Verbeugung, und er küßte Leontine die Hand.

(Fortsetzung folgt.)